

Reimmichls Volkskalender



Stern-
singen



Mars
Jahres
Regent

Die hl. drei König mit ihmenen Stern,
Sie essen u. trinken u. zahlen nitt gearn.



TYROLIA

Anno Domini

2016

Reimmichls Volkskalender

für das Jahr

2016

nach der gnadenreichen Geburt
unseres
lieben Herrn und Heilandes

Jesu Christi



Die vier Quatember oder Quartale des Jahres

Der erste heißt **Reminiscere** so steht auf 17. Februar

Der zweite heißt **Trinitatis** so steht auf 11. Mai

Der dritte heißt **Crucis** so steht auf 5. Oktober

Der vierte heißt **Luciae** so steht auf 30. November

95. Jahrgang · Redigiert von Hans Augustin

Verlegt bei der Verlagsanstalt Tyrolia Ges. m. b. H. · Innsbruck-Wien
Gedruckt bei der Athesia-Tyrolia Druck Ges. m. b. H., Innsbruck

Erläuterungen zum Kalendarium

Zeitangaben

Alle Zeitangaben sind in Mitteleuropäischer Zeit (MEZ) angegeben. Die Sommerzeit (MESZ), die für alle Mitgliedsstaaten der EU jeweils am letzten Sonntag im März um 2 Uhr morgens beginnt und am letzten Sonntag im Oktober, 2 Uhr morgens, endet, dauert im Jahre 2016 vom 27. 3. bis zum 30. 10.; dabei werden die Uhren um 1 Stunde vor- bzw. zurückgestellt.

Die Auf- und Untergangszeiten der Sonne zwischen 27. 3. und 30. 10. werden in Sommerzeit (MESZ) für den Standort Wien angegeben. Diese Zeitangaben können aber ohne bedeutendere Fehler auch für andere Orte verwendet werden, nur muss man dann zu allen Wiener Auf- und Untergangszeiten die in der folgenden Tabelle angegebenen Minuten dazuzählen: Wenn z. B. in Wien die Sonne um 6 Uhr aufgeht, so geht sie in Innsbruck um 6.20 Uhr, in Basel aber erst um 6.32 Uhr auf. „Schuld“ daran ist die Kugelgestalt und die Drehbewegung der Erde:

Basel	+ 36 Min.	Köln	+ 37 Min.
Berlin	+ 11 Min.	Linz	+ 8 Min.
Bregenz	+ 26 Min.	München	+ 19 Min.
Graz	+ 4 Min.	Salzburg	+ 13 Min.
Hamburg	+ 25 Min.	St. Pölten	+ 3 Min.
Innsbruck	+ 20 Min.	Stuttgart	+ 28 Min.
Klagenfurt	+ 8 Min.	Zürich	+ 31 Min.

Mutmaßliche Witterung

Das Wetter ist nach wie vor über einen längeren Zeitraum nicht vorhersagbar; Auch der sogenannte Hundertjährige Kalender liegt – wie sich jeder immer wieder überzeugen kann – meistens falsch. Dort, wo er gelegentlich stimmt, reichen seine

Vorhersagen nicht über die statistische Wahrscheinlichkeit hinaus. Die Wissenschaft, die sich inzwischen mit astrologischen Aussagen beschäftigt hat, schließt einen Einfluss von Sternen und Sternbildern auf das Wettergeschehen auf der Erde aus.

Sternzeichen und Mond













Es bedeuten bei den astronomischen Angaben im Kalendarium:

- ☾ Größte nördliche Abweichung („der Mond geht unter sich“).
- ☾ Größte südliche Abweichung („der Mond geht über sich“).
- ♊ Der Mond geht durch den aufsteigenden Knoten.
- ♋ Der Mond geht durch den absteigenden Knoten.

Der Mond zieht seine Runden um die Erde auf einer Ellipse, die einer Kreisform sehr nahe kommt. Dabei „torkelt“ er auf seiner Bahn auf und ab (= nördliche und südliche Abweichung) und hin und her (= Erdferne/EF und Erdnähe/EN). Die Kreuzungspunkte von Mondbahn und scheinbarer Sonnenbahn nennt man Knoten.

Diese komplizierten Mondbewegungen werden auch in der Astrologie und in den verschiedenen Mondkalendern (Saat- und Pflanzkalender) beachtet, wobei hier zusätzlich noch das Sternzeichen von Bedeutung ist, vor dem der Mond gerade steht. Die Zahlen bei den Sternzeichen in diesem Kalender geben die Uhrzeit an, wann der Mond in das jeweilige Zeichen wechselt. Während der Sommerzeit vom 27. 3. bis 30. 10. 2016 sind diese Zeitangaben um eine Stunde zu vergrößern, um sie in Mitteleuropäischer Sommerzeit (MESZ) zu erhalten.

Die Sternbilder nehmen ihren Ausgang beim Widder (Frühlingspunkt). Die Zählung erfolgt im Sinne der jährlichen Bewegung der Sonne.

 Widder	 Waage
 Stier	 Skorpion
 Zwillinge	 Schütze
 Krebs	 Steinbock
 Löwe	 Wassermann
 Jungfrau	 Fische



Jahresregent Mars

Bereits vor Jahrtausenden unterschieden die Menschen zwischen Fixsternen, also jenen Sternen, die am Himmelsgewölbe fix angeheftet scheinen, in Wirklichkeit aber glühende Bälle wie unsere Sonne sind, und den beweglichen Himmelskörpern, nämlich den Wandelsternen oder Planeten. Die Planeten nannte man Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond, wobei der erste am langsamsten und der letzte am schnellsten am Himmel umlief. Uranus und Neptun kannte man seinerzeit noch nicht. Pluto – im Jahre 1930 entdeckt – wurde von den Astronomen inzwischen wieder „degradiert“, da er um einiges kleiner ist als unser Mond; er gilt seit 2006 nicht mehr als Planet, sondern als Zwergplanet oder Plutonid.

Vor Kopernikus (1473–1543) hatte man die Vorstellung, dass die Erde das Zentrum des Universums bildet.

Die Alten glaubten, dass Leben und auch Wetter durch die damals bekannten „Planeten“ beeinflusst werden, und waren überzeugt, dass jeder von ihnen ein Jahr lang „regiere“:

Das Jahr 2016 „regiert“ Mars. Nach dem freundlichen Jupiter galt Mars als gewalttätig und tyrannisch. Das Marsjahr ist gewöhnlich mehr trocken als feucht. Natürlich

regnet es zu bestimmten Zeiten, aber die trockenen Tage überwiegen.

Im menschlichen Körper sind dem Mars Galle, Nieren, Adern und die männlichen Geschlechtsorgane zugeordnet.

Und was sagt die Astronomie zum Mars? Der Mars befindet sich in einer Entfernung von rund 230 Millionen km von der Sonne, sein Durchmesser beträgt die Hälfte der Erde. Für einen Umlauf um die Sonne benötigt er 1,88 Jahre (1 Jahr und 10 ½ Monate). Er dreht sich in 24 Stunden und 37 Minuten um seine eigene Achse.

Immer wieder glaubte man, dass der Mars von Lebewesen bewohnt ist. 1965 erhielt der Mars erstmals irdischen Besuch von der amerikanischen Raumsonde Mariner. Die Marsoberfläche ist der des Mondes ähnlich, an den Polkappen gibt es gefrorenes Wasser bzw. gefrorenes Kohlendioxid. Der Mars besitzt eine sehr dünne Atmosphäre, die Oberflächentemperatur schwankt zwischen –100 Grad und +15 Grad. Der höchste Marsberg ist ein Vulkan von ca. 27.000 m (!) Höhe (zum Vergleich: der höchste Berg der Erde, der Mount Everest ist 8848 m hoch). Der Mars hat auch zwei kleine Monde: Phobos und Deimos, die man 1877 entdeckte. Übrigens war der Mars jener Planet, dessen Bahn Johannes Kepler berechnete und dabei seine berühmten drei Fundamentalgesetze (die drei „Kepler’schen Gesetze“) entdeckte. Die ersten zwei Gesetze fand er 1609, also vor gut 400 Jahren, das dritte Gesetz fand er 1618. Die drei Kepler’schen Gesetze bilden die Grundlage jeder Bahnberechnung eines Himmelskörpers. Ihre Kenntnis ermöglichte in unseren Tagen die Raumfahrt. Zur Zeit wird Mars von europäischen und amerikanischen Raumsonden genau kartographiert. Eine bemannte Expedition zum Mars ist in Planung, wird aber wohl erst in zwei Jahrzehnten zu verwirklichen sein.

Das Jahr 2016

... ist ein **Schaltjahr** mit 366 Tagen. Das nächste Schaltjahr ist im Jahre 2020.

2016 ist von Österreich aus keine **Sonnen-** oder **Mondfinsternis** sichtbar.

Sommerzeit:

Vom 27. 3. bis 30. 10. 2016

Feiertage (kirchlich und staatlich): Neujahr, Dreikönig, Christi Himmelfahrt, Fronleichnam (in Südtirol wird Christi Himmelfahrt und Fronleichnam am darauffolgenden Sonntag gefeiert), Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, Mariä Empfängnis, Christtag.

In Tirol wird das Fest des Landespatrons, des hl. Josef, nicht mehr als allgemeiner Feiertag begangen.

Für die evangelischen Christen (A. B. und H. B.), die Methodisten und Altkatholiken gilt der Karfreitag als gesetzlicher Feiertag. Auf Grund eines neuen Gesetzes stehen in Zukunft auch den Moslems gesetzliche Feiertage zu.

Tiroler Diözesanpatron: für die Diözese Innsbruck Petrus Kanisius (27. 4.); für den Salzburger Anteil der Erzdiözese Salz-

burg in Tirol östlich des Ziller (Münster gehört noch zur Diözese Innsbruck): Rupert und Virgil (24. 9.).

Die Landespatrone Österreichs:

Niederösterreich – Leopold (15. 11.);
Oberösterreich – Leopold und Florian (4. 5.); Salzburg – Rupert (24. 9.); Tirol, Vorarlberg, Kärnten und Steiermark – Josef (19. 3.); Burgenland – Martin (11. 11.); Wien – Klemens Maria Hofbauer (15. 3.).

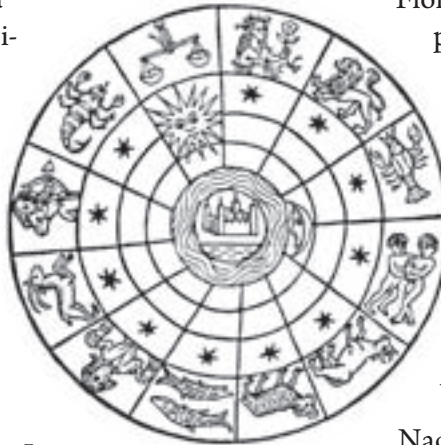
Der Neujahrstag 2016

gilt nicht überall auf der Welt als Jahresbeginn.

Nach dem für die Griechisch-Orthodoxe Kirche maßgeblichen julianischen Kalender beginnt das neue Jahr am 14. 1. Somit verschieben sich die Feste um 14 Tage.

Das jüdische Jahr 5776, ein überzähliges Gemeinjahr mit 385 Tagen, begann am 14. 9. 2015. Am 3. 10. 2016 beginnt das neue Jahr 5777 (Rosch Haschana).

Das islamische Jahr 1437 endet am 2. 10. 2016. Das Jahr 1438 beginnt am 3. 10. 2016.



Jahr	Ascher- mittwoch	Oster- sonntag	Christi Himmel- fahrt	Pfingst- sonntag	Fronleich- namsfest	Erster Advent- sonntag	Faschings- tage
2014	5. März	20. April	29. Mai	8. Juni	19. Juni	30. Nov.	57
2015	18. Febr.	5. April	14. Mai	24. Mai	4. Juni	29. Nov.	42
2016	10. Febr.	27. März	5. Mai	15. Mai	26. Mai	27. Nov.	34
2017	1. März	16. April	25. Mai	4. Juni	15. Juni	3. Dez.	53

Geschätzter Leser, geschätzte Leserin,

Die Welt als Bühne mit ihren vielfältigen Kulissen, Dekorationen, Beleuchtungen der Gegenwart ist der inhaltliche Rahmen des Reimmichl-Kalenders für das Jahr 2016. Im Publikum sitzen die Völker und Nationen, Bewohner der Talschaften und Städte und sehen sich bei diesem Spiel zu. Wie die Welt lebt, wie sie an uns leidet, schmachtet, stirbt, aufsteht, schreit, flüstert, liebt und verstummt – und ob am Ende alles gut wird, weiß niemand. Die Rollen sind verteilt, das Schicksal inszeniert unbarmherzig die Geschichte, und bestimmt das Bühnenbild – von Äthiopien über Armenien nach Europa und Tirol.

Die Welt stellt sich dar in ihren Farben, Formen, Gerüchen, historisch, topographisch, bildungspolitisch, ethnisch, in ihren wirtschaftlichen und politischen Dimensionen und wir sind erstaunt, dass das alles funktioniert. Es geht um Frauen, die in ihrem Metier Großes bewegt haben – Julia Gschnitzer, Anna Dengel, Hanna Klaus u. a. m. – und ohne deren Einsatz vieles nicht möglich gewesen wäre. Während die Männer in den Krieg gezogen sind und nach vier oder mehr Jahren als Helden-Wracks zurückgekommen sind.

In diesem Jahr fallen Ereignisse wie der Beginn der Kämpfe der Donau-Monarchie gegen das Königreich Italien, das Ende des Zweiten Weltkrieges, der Genozid des armenischen Volkes, und sechzig Jahre Ungarnaufstand, zusammen. Die Nachwehen sind immer noch spürbar. Wie gewohnt, allem voran, das immer in alter Treue und Qualität von Paul Muigg

zusammengestellte Kalendarium, das dem Gärtner, dem Gläubigen, Orientierung und Kurzweil sein kann, und ein Streifzug durch die Kalendergeschichte von Cäsar bis Reimmichl.

Als Ouvertüre das Gespräch mit der Grande Dame des Theaters, der Tiroler Volksschauspieler, Julia Gschnitzer, die auf ein langes Leben auf der Bühne zurückblicken kann, in ihrer bescheidenen, tiefsinnigen Art, ohne Allüren und Skandale.

Tirol hatte immer schon starke Frauen, die sich mit viel Anstrengung das Korsett des Patriarchats aufgeknapft haben, um das zu leben, was ihre Vision war.

Anna Dengel war immerhin eine der ers-



Foto: Hans Augustin

ten Ärztinnen aus Tirol, die – u. a. auch in Cork – Medizin studierte und den Orden der „Missionsärztlichen Schwestern“ gründete, in dem später auch Dr. Hanna Klaus, Kinderärztin und Initiatorin von teenstar, wirkte und aus jahrelanger Erfahrung als Gynäkologin ein Programm entwickelte, wie man Jugendliche besonders in der Pubertät in ihrer sexuellen Entwicklung begleitet. Anders formuliert, ein Konzept für die zurzeit heftig diskutierte Aufklärung für Jugendliche.

Fotokünstlerisch begleitet Rupert Larl einen großen Teil des Kalenders. Durch viele Jahre Fotograf des Tiroler Landestheaters, Leiter des Fotoforums Innsbruck und Organisator von Fotoworkshops für Interessierte der Fotografie.

Der Blick hinter die Bühne ist bisweilen interessanter als der Blick vom Publikum aus, besonders dann, wenn es der auf die Hörbühne des Hörspiels ist. Martin Sailer, unermüdlich für die Literatur im ORF verantwortlich, versteht es meisterhaft, den Vorhang in die Welt des akustischen Theaters zu öffnen.

Günther Lieder, als langjähriger Schauspieler am Tiroler Landestheater, blickt zurück auf seine Erfahrungen auf der Bühne, auf mehr oder weniger gelungene Inszenierungen und Günter Zwanowetz, Theaterwissenschaftler und Redakteur der Pressestelle der Erzdiözese Wien und der Wiener Kirchenzeitung, erzählt über das Tiroler Jesuitentheater in Hall als Instrument der Gegenreformation.

Der Eigeninitiative der Tirolerin Klaudia Kluckner ist es zu danken, dass in Beradje, einem Dorf in Äthiopien – auch mit Unterstützung des Landes Tirol – eine Schule gebaut werden konnte.

Die Globalisierung, die mit nicht geringer

naiver Sicht seit zehn, fünfzehn Jahren über die Lösung der wirtschaftlichen Probleme der Welt referierte, hat auch andere Sichtweisen über Wirtschaft hervorgebracht. Unter anderem die Gemeinwohl-Ökonomie. Sie ist weder das beste aller Wirtschaftsmodelle noch das Ende der Geschichte, nur ein nächster möglicher Schritt in die Zukunft.

Manfred Blachfellner, ehemals Controller großer Konzerne, legt die zwanzig Eckpunkte dieses Modells dar. Architektur schafft jenen Raum, in dem der Mensch lebt und sich – wenn es die Baulichkeit erlaubt – entfaltet. Bei manchen Objekten könnte man verzweifeln, so unverständlich in Raumkonzeption oder verwendeten Baumaterialien sie sind.

Dennoch, Tirol hat namhafte Architekten und Bau-Künstler, einer ist Clemens Holzmeister. Christoph Hölz zeigt Baubeispiele dieses großen, stilbestimmenden, unverwechselbaren Baumeisters, der in Österreich, Deutschland und der Türkei tätig war. Und Susanne Gurschler hat sich näher mit dem Lechle-Haus am Franziskanerplatz in Innsbruck beschäftigt, das vom Innsbrucker Architekten Rainer Köberl in Kooperation mit dem Bundesdenkmalamt rücksichts- und geschmackvoll adaptiert wurde. Dabei kamen überraschend interessante Bauphasen zutage.

Mit der Diskussion um Zentralmatura, Gesamtschule etc. ist Bildung wieder in die gesellschaftliche Diskussion getreten. Heidi Schrodtt, Direktorin eines Wiener Gymnasiums, konzeptiv an Schulentwicklungs- und Schulversuchsprojekten beteiligt, zeigt auf, wie ein veraltetes Schulsystem gesellschaftlichen Veränderungen hinterherhinkt. Denn wir werden uns in Zukunft mit dem Thema Schule und Bil-



Foto: Johannes Stirnemann

dung unter Berücksichtigung von Schülern mit Migrationshintergrund vermehrt auseinandersetzen müssen.

Am neuen Erlass für Sexuaufklärung scheiden sich die Geister. Das, was im Konzept als zeitgemäße, „neutrale“ Sexuaufklärung definiert ist, unter eleganter Umgehung der Zuständigkeit der Eltern, entpuppt sich bei genauem Hinsehen als Gendermainstream-Ideologie. Das von Dr. Hanna Klaus, Ordensschwester von Anna Dengel, vor Jahrzehnten auf Grund ihrer Erfahrung mit Teenager-Schwangerschaften in den USA entwickelte Konzept teenstar, einer pädagogischen Begleitung von Jugendlichen in der Pubertät, das Aufmerksam machen auf Fruchtbarkeit, die Unterscheidung von Freundschaft und Partnerschaft in den jugendlichen Jahren,

Sexualität als Geschenk und intimste Begegnung in der Ehe, wurde von Helga Sebern timer, Diplom-Pädagogin und Österreichverantwortliche für teenstar, weiterentwickelt.

Nichts ist so zeitlos aktuell wie ein Prophet. P. Georg Fischer, SJ, ein Jesaia-Kenner, versucht uns diesen Propheten in vielfältiger Weise nahezubringen. Und vor allem dessen Leben in seiner Zeit verständlich zu machen.

Und der „kleine Reimmichl“ darf sich auf schöne „Geschichten von Jana“ freuen, die Sarah M. Orlovský geschrieben hat. Depressionen sind ein großes Thema unserer Gesellschaft. Das betrifft bereits auch Jugendliche. Roger Pycha, Primar des Psychiatrischen Dienstes Bruneck/Südtirol, befasst sich damit, und Günther Loewit,

Landarzt und Schriftsteller in Marchegg/ Niederösterreich, nähert sich aus seiner Erfahrung dem Thema Leben und Sterben.

Im Beitrag „Dämonen des Ötztales – der Vernagtferner“ berichtet Franz Jäger über relevante Klimaveränderungen und wie sich die Menschen auch gegen die „Dämonen der Gegenwart“ mit ihrem Angriff auf die Natur zur Wehr setzen.

Paul Ladurner erzählt, wie Bischof Reinhold Stecher zum Maler wurde, und über die Besonderheiten in der Tiroler Volkskunst weiß Karl Berger schöne Geschichten. Und Bemerkenswertes über die Sonnenuhren erzählt Johannes Stirnemann. Inzwischen ist der Erste Weltkrieg im Jahre 1916 angekommen. Matthias Egger schildert die Sehnsucht des aus Seefeld stammenden Rudolf Draxl, „daß dieses Jahr der graußige Krieg eine Ende nimmt“, aber dem war nicht so. Eine Besonderheit der Betrachtung des Ersten Weltkrieges schreibt der Enkel Friedrich von Mackensen über seinen Großvater, den Feldherrn, August von Mackensen.

Ein Dokument verdient besondere Beachtung: Auszüge aus dem Tagebuch der Armenierin Arusiag Melkonyan Vannantyan, die den Genozid überlebt hat.

Maria Honffy erzählt über den Ungarnaufstand 1956. Literarisches gibt es zwischen- durch wieder in Form von Gedichten und Erzählungen, zum Amüsieren und Nachdenken. Von Autoren und Autorinnen, die in diesem Land leben und versuchen, damit klarzukommen.

Aus einer Fülle an Themen auszuwählen ist vielfach schwierig, weil man naturgemäß nicht alle Wünsche, Vorlieben und Geschmäcker der Leser und Leserinnen berücksichtigen und zufriedenstellen kann. Dennoch habe ich die Hoffnung, dass auch in dieser Ausgabe wieder das Eine und Andere dabei ist, was Ihr Interesse weckt und Sie vielleicht zum Weitererzählen veranlasst. Mit den besten Wünschen verbleibt für ein vergnügliches Lesejahr 2016 herzlichst Ihr

*Hans Augustin
Reimmichl-Kalendermann*



Foto: Hans Augustin



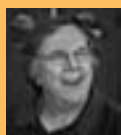
Foto: Rupert Lari

Ein paar Gedanken zur Theaterfotografie

Theater ist für mich die komplexeste intellektuelle und künstlerische Unternehmung. Theater hat mehrere Zeichenebenen: Theaterfotografie kann das Theater also nicht abbilden – es kann nur visuelle Äquivalente schaffen, in einem anderen Zeichensystem die Theaterarbeit untersuchen, reflektieren, den visuellen Kontext des Dramas ändern, neue Bedeutung schaffen – das Theater kritisieren.

Entscheidend ist aber der mediale Kontext: Der Theaterfotograf soll helfen, eine Produktion zu verkaufen. Sein Bild soll das Versprechen für einen Abend in Selbstvergessenheit, Amusement und Alltagsferne abgeben: Das Theaterfoto muss vom Besucher verstanden werden.

Das Theaterfoto ist aber auch das Gedächtnis des Ephemereren – Erinnerung an das Vergänglichste, Flüchtigste in unserer Kultur: ein Abend im Dunkel des Zuschauerraums, auf der Bühne helles Licht.



Rupert Larl, geb. 1950 in Axams; 1975 bis 1978 Standfotograf bei Fernsehfilmproduktionen; ab 1981 ständiger Fotograf des Innsbrucker Kellertheaters; ab 1980 Fotograf der Tiroler Volksschauspiele Telfs; seit 1987 Produktionsfotograf bei den Festwochen der Alten Musik; Fotograf bei etwa 50 Produktionen freier Gruppen und Volkstheater; seit 1992 Fotograf am Tiroler Landestheater.

Ein Leben für die Bühne

Ein Gespräch mit der Kammerschauspielerin Julia Gschnitzer, über ihren Traum vom Theater, ihrer großen Leidenschaft, den Eigenheiten, den Rollen und den Angeboten und dem, was sich nicht erfüllt hat, und über die Wahrheiten im „Jedermann“.



Foto: Rupert Larl

Reimmichlkalender: Frau Gschnitzer – das Tiroler Volksschauspiel und der Name Julia Gschnitzer sind eine Art Synonym. Woher kommt das?

Gschnitzer: Ja, das frag ich mich eigentlich auch. Weil natürlich alles im Grunde mit Volkstheater begonnen hat. Die Exl-

bühne, die man heute ja kaum mehr kennt, war für mich so ein Vorbild. Denn da bin ich auch schon als Halbwüchsige hineingegangen. Ich hab die Stücke größtenteils nicht verstanden, aber ich bin dort hingegangen, weil ich einfach begeistert war von den Darstellern. Die waren so urig, wie ich

sie halt auch auf der Straße oder im Zug erlebt hab, und da hab ich sie auf der Bühne gesehen. Da wollte ich ja immer hin. Auf die Bühne. Aber warum ich sonst so zur Volksschauspielerin geworden bin oder den Namen, diesen Titel habe, frag ich mich schon, denn ich hab mein ganzes Leben lang viel mehr Stücke in deutscher Hochsprache gespielt – also in Bühnensprache, denn Stücke im Dialekt, also Volksstücke.

RK: Kann es sein, dass man durch Ihre Art des Spielens, durch Ihre Person – auf das Volksschauspiel kommt?

Sie haben ja auch in nicht wenigen Produktionen mitgewirkt, die sehr viel Volksschauspielcharakter gehabt haben?

Gschnitzer: Natürlich. Ich hab, glaube ich, wohl fast alles von Schönherr gespielt, Kranewitter, Anzengruber. Leider kaum Nestroy, weil als Tirolerin ist man dafür nicht wirklich zuständig, zumindest hat man das so in Wien empfunden. Vielleicht weil ich so (lacht) gar nicht so der Typ der Schauspielerin nach außen hin bin und man mich deshalb zur Volksschauspielerin gemacht hat. Ich weiß es nicht.

RK: Was wäre denn so der Typ für eine Schauspielerin? Kann man das charakterisieren?

Gschnitzer: Nein. Aber ich gebe ja zu: Alles, was so rundherum ums Theater abläuft, also – wie soll ich jetzt sagen? – bei Fototerminen, wo die Presse anwesend ist usw., also nach außen hin sozusagen, soll zeigen, ich bin wer. Ich meine, die kleiden sich meistens anders, die schminken sich, die treten auf. Und ich lauf vor dem allem am liebsten davon, weil das liegt mir nicht. Das interessiert mich an dem Beruf ja überhaupt nicht.

RK: Was interessiert Sie an dem Beruf?

Gschnitzer: Ja, ich muss das einfach machen. Das Theaterspielen. Das ist in mir das Bedürfnis, in andere Charaktere hineinzuschlüpfen, sie mir anzueignen oder zu erkunden. Dadurch wird mein eigenes Leben ja viel reicher. Ein Leben ist zu wenig. Familie hab ich keine – also Mann, Kinder, in denen man ja vielleicht auch aufgehen könnte. Das hab ich nicht. Und so ist der Beruf auch irgendwie mein Familienersatz.

RK: Wie ist das für Sie, wenn Sie ein Manuskript, ein Drehbuch oder einen Theatertext bekommen – in Bezug auf das Erarbeiten der Rolle? Gibt's sowas, dass man in eine Rolle nicht hineinflindet?

Gschnitzer: Das gibt es auch. Natürlich. Ich vermute, es ist auch ganz normal. Wir werden geboren und dann sind wir das, was wir sind, was wir ererbt haben. Die Persönlichkeit ist doch irgendwo natürlich auch begrenzt. Aber – und da gibt es eben Dinge, die man einfach nicht verstehen kann, also sagen wir, die Handlungsweise eines anderen Menschen, sein Gefühlsleben.

Aber generell, also im Großen und Ganzen, beschäftigt man sich mit einer Rolle doch so intensiv, man setzt sich so auseinander, dass man sich das meiste doch irgendwie aneignen kann oder verstehen kann, begreifen kann, nachempfinden kann. Was mir wohl nie wirklich gelungen ist – oder mag sein –, weil es eben doch auch mit dem Elternhaus zusammenhängt: Ich hätte in einem Stück eine Berliner Waschfrau spielen sollen – hoffnungslos. Das ging nicht. Ich war das nie. Ich musste sie trotzdem spielen, aber ich habe jeden Abend gelitten, weil ich war weder der Typ, noch hatte ich diesen Tonfall – ich hab's halt gemacht, wie man mir's

dann vorgemacht hat. Aber ich war nie dahinter. Es ging nicht. Es war von meiner Erscheinung her nicht stimmig und auch von meinem ganzen Gefühlsleben, von meinem Denken – da war einfach keine gemeinsame Basis zu finden für mich. Keine Berliner Waschfrau, verstehen Sie?

RK: Hätte das der Regisseur nicht sehen müssen?

Gschnitzer: Im Grunde hätte man mich schon nicht besetzen dürfen. Ich hab mich später gefragt, ob das nicht Absicht gewesen war. Das gibt es auch. Aber ich bin ein so gutgläubiger Mensch und Intrigen haben mich nie interessiert. Ich weiß es nicht.

RK: Ist das ist eine Vermutung?

Gschnitzer: Ja.

RK: Bleiben wir bei einer Rolle, die Sie gerne gespielt haben. Was war das?

Gschnitzer: Um Gottes willen, die kann ich doch nicht alle aufzählen.

RK: Zwei oder drei.

Gschnitzer: Ich spiele eigentlich alles gerne. Es reizt mich ja, genau das Neue, Unterschiedliches, auszuprobieren. Ja, was habe ich gern gespielt? Also wenn ich da in der Jugend anfangen – damals war's überhaupt noch völlig unproblematisch, ich war noch gar nicht ganz Ich, also war es umso leichter für mich, in eine Rolle zu springen. Außerdem, vielleicht hab ich auch noch gar nicht begriffen, was mir nicht ganz gelingt oder was mir gelungen ist. Da war ich noch so einfach, offen und frei. Die Welt – es steht ja das ganze Leben vor einem – und jetzt bin ich am Theater und jetzt spiel ich auf Teufel komm heraus. Und ich hab das große Glück gehabt, eigentlich schon mit 16 zu wissen – dass ich zum Theater will; das hab ich schon viel früher gewusst, aber da hat sich sozu-



„Jungfrau von Orleans“ im gleichnamigen Stück, v. F. Schiller, Bern 1965.

Foto: Privat

sagen auch schon mein Talent, meine Begabung bestätigt, mein Talent, sodass niemand mehr was dagegen hatte. Und dann wurde ich laufend auch geholt, vom Landestheater für kleinere Rollen. Die haben gesagt, da gibt's so eine, die muss zum Theater, die holen wir uns für die Rolle und so weiter. Also ich hatte großes Glück. Angefangen hat es mit „Gretchen und Luise“. Das war noch in Innsbruck, nur um so ein paar Rollen zu nennen. Dann kam der „Gute Mensch von Sezuan“ und die Susanne im „Tollen Tag“. Also ganz Unterschiedliches, wie Tag und Nacht. Dann habe ich in der „Bernauerin“ von Orff dürfen sogar auch singen. Ich hab ja auch ein bisschen Gesang studiert. Also ich bin wirklich im Repertoire hin und her ge-



Gretchen in „Faust“ v. J. W. Goethe,
Innsbruck 1952.

Foto: Privat

sprungen. Dann kam ich nach Wien und da hab ich dann doch schon so ein bisschen ins Charakterfach hineindürfen. Mit Ende zwanzig hat das begonnen; da durfte ich auch mal Böse spielen, wobei mir das sehr schwer fiel. Weil Bös-sein sein ist auch so ein Gebiet, das mir eigentlich einfach fremd ist.

RK: Emotional?

Gschnitzer: Emotional. Aber es war sehr reizvoll, es zu spielen. In Sartres „Die Eingeschlossenen von Altona“ gab es die Rolle der Leni Gerlach, eine inzestuöse Person, die ihrem Bruder immer noch vor-macht, dass der Krieg noch nicht zu Ende ist, um ihn damit ganz für sich zu behalten. Also schon eine schwierige Figur, aber es

muss mir gelungen sein, weil damals Burgtheaterdirektor Haeussermann mir sofort ein Briefchen schrieb: „Könnten wir uns nicht ... Ich würde Sie gerne persönlich sprechen und kennenlernen.“ – Und er hat mich in die „Linde“ bestellt, wo er immer Hof hielt. Da hatte ich dann Pech. Das sage ich jetzt nur nebenbei, weil seine Frau war auch da – Susi Nicoletti, eine exzellente Schauspielerin. Aber ich wusste beim Hineingehen und Grüßgottsagen, dass ich da nicht ankommen werde. Und so war es. Ich kam nie ans Burgtheater. Nachträglich kann ich sagen, ich war gar nicht traurig, denn ich war am Volkstheater sehr zufrieden und glücklich. Denn ich hab am Volkstheater eine erste Position gehabt und musste nicht darum kämpfen. Am Burgtheater hätte ich wahrscheinlich meine Ellenbogen gebraucht. Dann kamen die etwas reiferen Rollen – „Doña Rosita“, – aber eigentlich und auch jetzt im Alter, ich kann mich nicht beklagen.

RK: Das war also von Susi Nicoletti keine gespielte Eifersucht, sondern eine tatsächliche.

Gschnitzer: Ich glaub, nicht Eifersucht, sondern so etwas in der Art wie „und so-was will Schauspielerin sein?“ Ich war eben nie nach außen Schauspielerin.

RK: Frau Gschnitzer, Sie haben jetzt ein Panorama von Theaterstücken genannt, wo Sie mitgespielt haben. Ich würde mich ganz gerne auf einen Film beziehen, und zwar auf den, wo Sie die Franziska Jägerstätter gespielt haben, in der Regie von Axel Corti. Wie war das für Sie, Franziska Jägerstätter darzustellen?

Gschnitzer: Ich bin immer eigentlich sehr unbefangen an Rollen herangegangen, und an Arbeiten. Ob das nun die Bühne war oder dann – das war mein erstes Film-

erlebnis – der Film. Axel Corti kannte ich noch aus Innsbruck hier vom Rundfunk sehr gut, wir waren befreundet. Und wie er mir diese Rolle angeboten hat, war das für mich ein Weltwunder. Dass ich im Film diese Rolle verkörpern darf, hab ich als hohe Ehre empfunden. Ich wusste nur ungefähr Bescheid von dem Schicksal der Familie Jägerstätter. Ich bin also zur Familie Jägerstätter hingefahren, habe Frau Jägerstätter persönlich kennengelernt, das war eine ganz feine, eine gescheite Frau. Gescheit – im Sinne, sie war ein Mensch. Man hat der nur müssen in die Augen schauen und hat dieses Schicksal, dieses Leben irgendwie gefühlt und verstanden. Und das war's dann eigentlich für mich. Wir hatten damals auch noch wenig Zeit, d. h. es musste sehr schnell gedreht werden für heutige Verhältnisse. Heute – ich hab den Film natürlich mehrmals gesehen, wieder einmal vor nicht allzu langer Zeit, – bin ich mit mir nicht wirklich zufrieden. Aber ich war damals wohl noch nicht zu mehr fähig, weil meine eigenen Erlebnisse noch zu gering waren, um wirklich das ganz zu verstehen, was diese Rolle in ihrem Kern bedeutet. Und so etwas drückt sich ja auch aus. Ich muss gestehen – es gibt ja jetzt dieses Stück vom Mitterer, „Jägerstätter“, und die Gerti Drassl als Franziska Jägerstätter war hervorragend. Aber in dem Stück ist die Figur der Frau Jägerstätter auch größer drin, als das im Film war.

RK: Also der Schlüssel für dieses Verständnis scheint mir die Emotionalität von Frau Jägerstätter gewesen zu sein.

Gschnitzer: Ja.

RK: Das haben Sie offenbar sehr tief gespürt, was diese Situation mit ihrem Mann für diese Frau bedeutet hat.

Gschnitzer: So ist es. Ich habe es versucht, zu begreifen. Da hatte ich persönlich noch keine wirklich erschütternden, tragischen Erlebnisse erfahren. Man versucht es sich vorzustellen, aber hundertprozentig kann man das wahrscheinlich nicht nachvollziehen – oder *ich* konnte es damals noch nicht.

RK: Ich glaube, dass das nur annähernd möglich ist. Weil es das Einzelschicksal dieser Frau ist.

Gschnitzer: So ist es.

RK: Jedenfalls, der Film als solcher ist –

Gschnitzer: Sehr gut. Und eigentlich immer noch modern. Da hat Corti wirklich Außerordentliches geleistet, überhaupt diesen Film zu drehen, die Bedingungen – das war alles noch so schwierig – weiß ich – rundherum. Er hat sich ja auch in erster Linie Leute, die er aus Innsbruck kannte, geholt, weil Geld für die Produktion war



„Ein Phönix zu viel“ v. Christopher Fry;
mit Kurt Weinzierl.

Foto: Privat



„Besuch der alten Dame“ v. Friedrich Dürrenmatt.

Foto: Privat

wenig da. Stars hätte er sich nicht leisten können und für diesen Film ja auch gar nicht gewollt. Darum vielleicht auch wurde ich mit dieser Rolle besetzt, weil ich eben nach außen keine typische Schauspielerin bin.

RK: Vielleicht ein Nebenschauplatz: Was war Axel Corti für ein Mensch? Ich hab vor allem seinen „Schalldämpfer“ in Erinnerung –

Gschnitzer: Was war er für ein Mensch? Er war sehr geschickt. Er hat sich ja doch alles mühsam selbst aneignen – die Abendmatura, die er quasi als „Nachzügler“ gemacht hat. Dann hat er sich doch auch im ORF hier sehr schnell in eine erste, wirklich gute Position hochgearbeitet – nicht umsonst. Er war belesen, an allem interessiert. Aber er war schon – nicht von ungefähr hat er sich solche Themen ge-

sucht – auch ein sehr ernster Mann, ernsthaft, auch in der Jugend. Und das mag natürlich auch mit dem Schicksal seines Vaters zusammenhängen, der ja nach Frankreich gezogen und dann dort, bevor die Deutschen einmarschiert sind – glaube ich – sich umgebracht hat. Das muss ja ein junger Mensch auch erst verarbeiten. Also ich hab ihn sehr, sehr geschätzt. Und auch dann später, alle Filme, die er gemacht hat – er hat sich immer ganz besondere Themen gesucht. Es war nie oberflächlich.

RK: Er hat die Begabung gehabt, weit über das Gegenwärtige hinausschauen zu können.

Gschnitzer: Er war sich selbst irgendwie voraus.

RK: Hat es Regisseure gegeben am Theater, mit denen Sie gerne zusammengearbeitet haben? Meine erste Frage – und die

zweite: Hätten Sie einen Wunschregisseur, mit dem Sie noch arbeiten möchten?

Gschnitzer: (lacht) Wie soll ich das jetzt sagen – also ich fange beim Zweiten an. Wunschregisseur – das wird heute – ich gehe von jetzt aus – für mich immer schwieriger. Da merke ich, dass ich wirklich aus einer anderen Zeit komme und wir ganz anders an eine Arbeit herangegangen sind, als das heute üblich ist. Ich habe zuletzt bei den Salzburger Festspielen bei diesem Young Directors Project die Aufführungen gesehen, weil sie mich ins Gremium gebeten haben. Und da waren unter anderem doch junge Regisseure, wo ich platt war, was die heute leisten können. Es hat sich das Theater verändert, die Art von Theater. Es geht immer mehr ins Showbusiness. Teils ernst, teils heiter, aber man versucht auch, das Ernsteste zu brechen. Man will keine Gefühle mehr zeigen. Man macht cooles Theater – perfekt, zum Niederknien perfekt. Nur: das Herz fehlt mir fast immer. Ich sitze da und bin sprachlos, was die Schauspieler können, was ihnen einfällt zu gewissen Szenen, was wir versucht hätten, aus dem Innersten heraus zu spielen. Nein, es wird einem perfekt vorgeführt. Und das habe ich an zwei Produktionen erlebt. Die eine war eine Bearbeitung des „Orpheus“ mit dem Little Bulb Theater, die eben eine Truppe beisammen hatten – die Schauspieler konnten Instrumente, konnten singen, konnten tanzen, sie konnten am Kopf stehen. Sie konnten alles. Sie haben sich auch ausgetauscht wie im Zirkus die Artisten. Ich war sprachlos, es war faszinierend und ich war hingerissen. Aber nach innen ist sehr wenig gegangen. Und das Zweite, was mich auch sehr angesprochen hat – ich hab nichts darüber gelesen, also ich bin völlig

unbeeinflusst – war das Stück über Trakl von Walter Kappacher. Wobei Stück ist vielleicht zu viel gesagt – es ist ein Monolog. Angeblich wollte er anfänglich ja gar nicht und hat sich dann aber doch überreden lassen, das zu machen. Dass Trakl ein sehr problematischer Mensch bzw. ein sehr schwieriger Mensch war, ist auch bekannt. Man ahnt mehr, als man wirklich weiß. Und das war hier sozusagen eine Art Bericht. Ich habe den Text nicht gelesen, ich kann nur die Wirkung sagen, die die Aufführung gemacht hat. Und der lebte eigentlich – meiner Meinung nach – von der Inszenierung; d. h. was man mit diesem Text gemacht hat. Ob das ganz im Sinne von Kappacher war, weiß ich nicht. Und wirklich urteilen könnte ich auch nur darüber, wenn ich den Text vorher hätte lesen können – nackt und pur – und mir ein Bild machen und dann die Vorstellung sehen. Aber ich muss trotzdem sagen, was ich gesehen bzw. erlebt habe – dieser Kubus, der sich da gedreht hat oder drehen ließ, der halb wie eine Bombe ausgeschaut hat, halb wie eine Zelle – also den Wahnsinn Trakls, der da in diesem Kubus haust und dann ausbricht und dann zusammensackt. Einmal mit so jemandem an die Entwicklung der Inszenierung, wie die an so was herangehen – das noch einmal zu erleben oder kennenzulernen –, das würde mich interessieren, weil es ganz anders ist, als wir früher an Rollen herangegangen sind. Und Ihre erste Frage – Axel Corti als Regisseur – mit Axel Corti auf der Bühne hab ich ja leider nie gearbeitet. Ich kenn ihn ja nur vom Film. Da hab ich auch in „Jakob der Letzte“, die Frau, gespielt. Und in der „Hochzeit“ von Canetti bei den Salzburger Festspielen – aber das war erst in den 60er-Jahren oder so irgendwann, glaube

ich. Es liegt also auch schon ein Weilchen zurück. Auch da war er ein sehr feiner, guter Arbeiter, er hat genau zugehört, was ihm die Schauspieler sagten – mit Peter Simonischek und die Hannelore Hoger, eine exzellente Schauspielerin. Es waren da nur lauter gute Schauspieler versammelt. Ich bin ihm heute noch sehr dankbar, dass ich da dabei sein durfte. Ich hab so eine Hausmeisterin gespielt, eine kranke, die dann im Bett auch stirbt. Er wusste vom Kopf alles, ist aber dann doch aus dem Gefühl an die Sache herangegangen. Und das war früher viel mehr der Weg, von innen heraus zu gehen, nicht von außen, das Innenleben zu zeigen, Menschen zum Mitfühlen zu zeigen, und damit das Publikum zu kriegen, dass die eben mitleben, es spüren – ja.

RK: Noch einmal kurz zurück auf die jungen Regisseure. Gibt es einen Unterschied zwischen Regisseur und Regisseuse, zwischen –

Gschnitzer: Mann und Frau? Ich hab nicht mit sehr vielen Frauen gearbeitet, doch auch mit einigen. Nein, würde ich sagen – nein. Wenn sie gut sind, ist es ganz egal, ob's Mandl oder Weibl ist.

RK: Seit Sommer 2013 spielen Sie die Mutter in „Jedermann“ – offenbar Ihr Festspieldebüt.

Gschnitzer: Ja. (lacht) In Salzburg, ja, fast –

RK: Warum, glauben Sie, wird „Jedermann“ immer noch aufgeführt? Zwar in Neuinszenierungen, aber er bleibt am Spielplan.

Gschnitzer: Ja, warum das eigentlich so ist: er gehört zu Salzburg, wie der Dom und der Domplatz, oder wie es alte Brunnen gibt, die man da einmal hinsetzt, und weil sie schön sind, bleiben sie da. Ich

könnte mir Salzburg und die Salzburger Festspiele ohne „Jedermann“ überhaupt nicht vorstellen. Da hin pilgern die Menschen aus aller Herren Länder. Es ist fast wie bei einer Wallfahrt. Irgendwie hat es damit zu tun. So empfinde ich es, wenn ich dieses Publikum anschau. Da sind sicher viele drin, die kein Wort verstehen, aber sie verstehen die Geschichte, weil sie ja so bildhaft dargestellt wird. Und auch wenn ich nichts mehr höre und ich sitz da drin, erlebe ich eine Geschichte. Ja, wo findet man das so noch? Und – es ist amüsant.

RK: Ist der „Jedermann“ ein religiöses Stück? Ist es ein moralisches Stück? Auch wenn man die Sprache nicht versteht und wenn man taub ist, wie Sie vorhin gesagt haben, man versteht es trotzdem, was ist dran an diesem Jedermann?

Gschnitzer: Ja, das ist sehr schwierig. Wenn ich meine Meinung sagen darf: Ich persönlich bin nicht unbedingt ein „Jedermann“-Fan. Ich hab meine Schwierigkeiten mit diesem Stück und mit der Moral der Geschichte oder wie auch immer. Aber ich glaube, es ist eben sehr raffiniert gebaut, es findet jeder für sich eben eine – seine – Wahrheit. Ob es um diesen Mammon geht, ums Geld, das ja heute – oder noch immer – ein Heiligtum geworden ist fast. Also das wird hier ja schon angedeutet.

Oder den Glauben – ich würde mir diesen Glauben wünschen, wenn ich könnte, ich wäre glücklich, ich könnte glauben. Es kommt der Tod fast tröstlich. Dass wir alle gehen müssen, wissen wir. Wie er in unserer Inszenierung aufscheint, verliert man die Angst vor dem Tod, könnte ich mir vorstellen. Und der liebe Gott – ja, wie stellt man ihn sich vor? Jetzt in dieser Inszenierung ist es noch ein Knabe. Das

heißt, es ist ein Mädchen als Knabe verkleidet, aber noch ein junger Gott und eigentlich sehr menschlich, nicht überirdisch, sondern eben be-greifbar. Ja, man kann es auch wie ein Märchen betrachten. Man findet immer irgendetwas, was gefällt, was anspricht, zu dem man ja sagt oder neu zu denken beginnt. Es ist raffiniert, gleichzeitig so simpel, wie es im Grunde daherkommt.

RK: Vielleicht sind diese Wahrheiten in dem Stück tatsächlich simpel?

Gschnitzer: Ja, sie sind ganz simpel. (lacht)

RK: Sie spielen die Mutter im „Jedermann“. Und die Mutter hat so diese Sorge, dass ihr Sohn doch einen anderen Lebenswandel führen sollte –

Gschnitzer: Ja, sie möchte, dass er einen anderen Lebenswandel führen soll.

RK: Das ist doch eine sehr allgemeine Sorge von Müttern, auch von Vätern, wenn Kinder scheinbar einen anderen Weg gehen, oder?

Gschnitzer: Ja, sicher, das ist ganz normal. Für mich das Normalste von der Welt. Und sie ist gläubig und hat daher die Sorge, der Sohn könnte –

RK: Verloren gehen.

Gschnitzer: Das ist das richtige Wort – verloren gehen. Das bedrückt sie. Aber ich werde Ihnen erzählen, bei der Anlage der Rolle oder bei den ersten Proben – ich hatte dafür Zeit – wir hatten zwei englische Regisseure, die kein Wort Deutsch sprachen, und ich kann nur so ein bisschen Schulenglisch. Ich gebe es zu, ich hab nie mehr Gelegenheit gehabt, Englisch zu sprechen. Also musste mir alles übersetzt werden und dann hab ich halt probiert. Und die letzten Mütter – ich weiß nicht, ob Sie „Jedermann“ schon gesehen haben



„Altweiberfrühling“ v. Stefan Vögel,
TLT Innsbruck 2014.

Foto: Rupert Larl

– mehr oder weniger die meisten, haben für mich – ich sag’s ganz ehrlich – unglaubhafte Mütter gespielt. Die eine hat mehr wie eine Chefin eines Nachtetablissements ausgeschaut und die andere war wie eine Furie. Also für mich ganz sonderbar. Dabei ist es eigentlich so klar und einfach, so menschlich, und da muss man nichts dazutun. Aber es war nicht ganz leicht zuerst, das durchzusetzen.

Und zum Glück – ich muss wirklich sagen – kam mein Verständnis von Mutter bestens an. Ich höre wirklich nur Positives. Die Leute danken mir für diese Mutter.

RK: Irgendwie drängt sich der Gedanke auf, dass es doch offenbar eine heimliche, nicht laut ausgesprochene Sehnsucht des Menschen geben müsste oder gibt, in geordneten Verhältnissen zu leben.

Gschnitzer: Ja. Ich glaube, das hat jeder. Oder fast jeder.

RK: Nochmals zurück zum „Jedermann“.

Es gibt da eine sehr interessante Passage gleich am Beginn, wo Gott spricht: „Fürwahr mag länger das nit ertragen, dass alle Kreatur gegen mich ihr Herz verhärtet bösiglich, dass sie ohn’ einige Furcht vor mir schmähhlicher hinleben als das Getier.“ – Das ist an sich eine sehr aktuelle Aussage.

Gschnitzer: Das ist es.

RK: Ich würde sogar behaupten, ob da – Hofmannsthal hat das damals nicht gewusst, aber das hat für mich einen sehr ökologischen, einen sehr –

Gschnitzer: Eben. Das ist das Unheimliche. Man entdeckt hier laufend eigentlich ganz Aktuelles, Heutiges – es betrifft uns heute. Es hat sich leider nicht verändert, oder der Mensch verändert sich nicht. Das Problem bleibt.

RK: Mir ist dabei das Stichwort eingefallen: Schöpfungsbewahrung – angesichts der Situation, in der wir leben.

Gschnitzer: Ja.

RK: Braucht es so etwas wie einen Gott – am Theater, um gewisse Positionen oder einen Rahmen zu fixieren? Um den Blick in die Realität machen zu können?

Gschnitzer: Für hier – Sie meinen, jetzt für dieses Stück? Ja. Und eigentlich würde ich fast sagen – ich stell mir ja auch keinen lieben Gott als Person mit Rauschebart vor. Auch wir wurden erschaffen oder sind entstanden sozusagen aus dem Nichts. Und da ist doch etwas über uns oder es ist noch etwas Größeres als wir. Und der Mensch geht so sorglos mit allem um, wie wenn’s ewig wär und so bliebe. Und Schritt für Schritt machen wir unsere Umwelt kaputt – ja, es ist schrecklich.

RK: Ist das Theater eine moralische Anstalt?

Gschnitzer: Es hatte es ja lange zu sein und es war eigentlich der Auftrag. Ich gebe

zu, es wäre nicht schlecht, wenn wir das weiterführen würden, das Theater als moralische Anstalt.

RK: Klingt da eine Erwartung durch, dass die Menschen, das Publikum auch offen ist für diese Inhalte, Botschaften? Wir leben ja heute in einer Zeit, in der sehr viel Unterhaltung – Show, Entertainment – ist.

Gschnitzer: Ja, fast alles ist Unterhaltung, irgendwie, ich weiß. Aber gab’s nicht – ich will jetzt nicht nur das sagen, – vor hundert Jahren den Ersten Weltkrieg? Wo stehen wir denn jetzt? Heute? Ich denk mir immer, vor hundert Jahren der Erste, vor sechzig, siebzig Jahren der Zweite – wir sind wieder so an einem Wendepunkt – so empfinde ich’s. Ich mache mir Gedanken – Sorgen ist das falsche Wort, weil ich’s nicht ändern kann – über die jungen Leute, wie geht’s weiter, was werden sie machen?

Die Arbeitslosigkeit, die so zunimmt. Ich glaube manchmal, das ist so die Ruhe vor dem Sturm – man tobt sich aus, weil eigentlich alle schon nach Luft schnappen innerlich, oder ahnen oder wissen oder sich fürchten vor dem, was auf sie zukommt. Ich glaube, das werden auch die Jungen spüren oder sehen – also zumindest die Intelligenteren – dass es nicht leichter wird.

RK: Aus historischen Zeugnissen ist bekannt, dass das, was Sie jetzt beschrieben haben, die Atmosphäre vor Beginn des Ersten Weltkrieges gewesen ist.

Gschnitzer: Ja. Ja! Also so – puh.

RK: Frau Gschnitzer, Sie sind jetzt 83 Jahre jung.

Gschnitzer: (lacht) Ja.

RK: Im Rückblick – wie war Ihr Leben? Und im Vorausblick – was möchten Sie gerne noch tun?

Gschnitzer: Das Leben ist jetzt – zurückblickend – doch so lang und ich hab ja jetzt auch schon viel davon erzählt. Ich sage wirklich ganz ehrlich: Ich habe Glück gehabt, viel Glück. Das Einzige, was mich immer – nicht immer, aber doch schon viele Jahre – zwischendurch auch traurig gestimmt hat, dass mir es nicht gegönnt war, eine eigene Familie zu haben, also Mann und Kinder. Gleichzeitig nehme ich die Schuld auf mich, denn mir war der Beruf immer das Wichtigste, immer an erster Stelle, und ich habe gewusst, ich kann es nicht verbinden. Ich wäre nicht fähig, hundert Prozent am Theater zu sein und noch einmal hundert Prozent für die Familie. Entweder mach ich das eine oder ich mach das andere. Also ich hab mich für den Be-

ruf entschieden, aber ich hab in meiner Verwandtschaft Nachwuchs, Gott sei Dank, und Geschwister, die ja teilweise auch schon verstorben sind. Aber generell bin ich ein zufriedener, glücklicher Mensch – nach wie vor. Und Sie sehen ja, jetzt kriegt man dann auf seine wirklich alten Tage auch noch die Salzburger Festspiele angeboten – das ist ja nicht selbstverständlich.

Auch die müssen rechnen oder denken, Mensch, da kann ja jeden Tag was sein mit der Geschnitzer und was machen wir dann? Aber nachdem man befunden hat oder gesehen hat, dass ich noch ganz kregel bin, darf ich auch heuer (2015) noch einmal mitspielen. Ob's nächstes Jahr gelingt oder ob mich wer fragt, weiß ich nicht. Ich zerbrech mir auch keinen Kopf darüber.

Und was ich noch möchte (lacht), wenn's geht: gesund bleiben und dass ich so irgendwie vielleicht einschlaf und nicht mehr aufwache. Sonst habe ich keine wirklichen Wünsche mehr. Ich komm mit meiner Umwelt gut aus, ich hab beruflich jetzt einmal bis Ende des Jahres noch genug am Hals. Ich hab gute Freunde, Familie, wie gesagt, aber ich bin nicht verlassen und es geht mir gut. Was soll ich mir mehr wünschen?

RK: Das wäre meine Schlussfrage gewesen, wenn Sie sich was wünschen dürften, was wäre das? Aber vielleicht noch einmal zurück – Sie haben vorhin das Stichwort genannt, Weltkrieg. 1945, Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie waren damals 14. Können Sie sich an das noch erinnern?

Gschnitzer: Oh ja, sogar sehr gut. Weil wir die letzten Kriegsmonate – also im Jahr '45, Jänner, Februar, März – nicht mehr in Innsbruck waren. Die ganze Fami-



„Altweiberfrühling“ v. Stefan Vögel,
TLT Innsbruck 2014.

Foto: Rupert Larl

lie ist ins Oberinntal gezogen, nämlich aufs Mieminger Plateau, nach Aschland. Und dort sind wir bei Bauern untergekommen. Mein Vater wollte nicht mehr, dass wir während der Bomben noch in Innsbruck sind. Da gab's ja keine Schule, allein das hab ich genossen. Der Krieg hat mich nicht weiter bedrückt. Man ist jung, es ist alles bis dahin auch ganz gut gegangen. Uns Kinder hat das nicht gestört, dass wir da untergebracht waren, gebündelt in zwei Zimmern, die große Familie. Das war uns wurscht. Für die Eltern war das sicher schwieriger. Und mir hat dieses bäuerliche Leben – ich bin gern in den Stall und ich bin hinaus auf die Wiesen – gut gefallen. Das war neu, das war was anderes und ich musste nicht zur Schule gehen, das war das Beste.

Meine Brüder waren so geschickt und geschickt, die konnten natürlich auch nicht in die Schule gehen. Die haben es geschafft – trotzdem, obwohl sie ein Vierteljahr verloren haben – in die nächste Klasse Gymnasium aufzusteigen. Ich war schon vorher eine schlechte Schülerin. Bei mir hat man gesagt, ach, die schicken wir noch einmal ins Gymnasium, also in dieselbe Klasse, das Jahr macht sie noch einmal und fertig. So war's dann auch. Und dann das Kriegsende selbst – da hätte es uns um ein Haar da oben noch erwischt, weil man von der deutschen Seite über den Wannig – da war noch letzte Verteidigung in den allerletzten Maitagen und da haben noch die Deutschen von hinten da her – geschossen hat, obwohl von vorne schon die ersten Amerikaner eingezogen sind. Ein Flakbeschuss. Aber auch das ist gut ausgegangen. Also wieder Glück.

RK: Dann war Kriegsende –

Gschnitzer: Dann war Kriegsende.

RK: Und was war dann mit der Julia Gschnitzer?

Gschnitzer: Dann haben wir sofort in St. Nikolaus – da gab's ein katholisches Heim – wie nennt man denn das?

RK: Das Kolpinghaus?

Gschnitzer: Das Kolpinghaus – danke. Im Kolpinghaus St. Nikolaus, ganz nah der Kirche, haben wir begonnen Theater zu spielen – Märchen für Kinder. Und das hat mich über diese Zeit herrlich hinweggettet, weil das war mir ja das Liebste. Ich wollte ja nichts anderes.

RK: Und wie lang war das dann?

Gschnitzer: Das haben wir ziemlich lange gemacht, auch neben der Schule, immerhin ein, zwei Jahre, bis wir gesagt haben, jetzt gehen uns die Märchen aus. Und dann haben wir „Maitanz“ von Schönherr gespielt. Die Hauptrolle ist ja ein schwindsüchtiges 16-jähriges Mädchen – und das war ich. Das haben dann meine Eltern gesehen und meine Deutschprofessorin kam auch. Ich weiß noch, nach der Vorstellung haben sie dann gesagt, ja, jetzt sehen sie alles ein, ich muss zum Theater. (lacht) So ging das. Ich hab ja nicht maturiert, ich bin ja früh ausgestiegen, eben weil das hoffnungslos mit mir war.

Die Schule war wirklich – allein schon das Stillsitzen, war in der Volksschule schlimm und das hat nie aufgehört. (lacht)

RK: Würden Sie noch einmal Schauspielerin werden, wenn Sie jung wären?

Gschnitzer: Wenn's nochmal so wäre, wie ich's erlebt hab, sicher. Ich hab es nie bereut – nie. Sicher gab's auch mal schwierigere Zeiten oder mal eine Rolle, die mir nicht so gefallen hat oder ein Regisseur, mit dem ich nicht so gut ausgekommen bin. Aber trotzdem, das hat meine Freude an dieser Sache nie verdorben. Heute al-

lerdings ist es – ohne Ellbogen und eine gewisse Kühnheit oder Frechheit, ein großes Selbstbewusstsein – aussichtslos, glaube ich. Und ich hätte das nie können. Ich war bei allem Temperament und meiner Lebensfreude und Lustigkeit eher ein schüchterner Mensch, was das betrifft. Also ich hätte mich nie in den Vordergrund drängen können.

Zum Glück hat man mich immer gefördert und befördert, von Anfang an, einer dem Nächsten empfohlen und manchmal durch Zufall, weil da einer krank wurde, bin ich eingesprungen. Dann: wunderbar – die Gschnitzer behalten wir. Gastspiel auf Engagement, wunderbar. Also es ging immer – ich habe nichts dazu tun müssen. Das heißt, ich hab gespielt, aber mehr musste ich nicht tun. Ich sag's noch einmal: ich habe viel Glück gehabt.

RK: Frau Gschnitzer, trotzdem noch einmal eine letzte Frage: Wenn Sie sich was wünschen dürften, was wäre das?

Gschnitzer: (lacht) Was wäre das? Ja, so lang's mir so gut geht, hätte ich nichts dagegen, noch ein paar Jährchen zu leben. Fürs nächste Jahr habe ich noch nichts – weder unternommen noch abgeschlossen.

Bozen hat sich zwar schon mal leise erkundigt, aber das Gespräch hat noch nicht stattgefunden. Wenn ich noch eine interessante Aufgabe fände oder mir eine angeboten wird, tät's mich natürlich noch locken. Die Frage ist nur, was kriege ich noch in den Kopf, was geht noch in dieses alte Hirn hinein. Noch bin ich körperlich Gott sei Dank sehr gut beisammen für meine Jahre, das weiß ich – hab da keine Schwierigkeiten. Aber das weiß man halt nicht, wie lang das so ist. Und wo gibt's für so eine alte Frau noch eine interessante Aufgabe?

RK: Eine Rolle, meinen Sie.

Gschnitzer: Ja. Lesungen würde ich zumindest versuchen, noch ein bisschen – so lang's eben geht, noch sowas zu machen. Ich mach das gern. Da hab ich auch jetzt etliche Aufgaben. Das ist immer spannend. (lacht) Nicht leicht, aber spannend.

RK: Dann wünsche ich Ihnen alles Gute und dass sich doch die eine oder andere Möglichkeit noch eröffnet und Ihre jugendlichen Pläne noch Fuß fassen können.

Gschnitzer: Das werden wir sehen. Vielen Dank jedenfalls. ■



Julia Gschnitzer (geb. 21. Dezember 1931 in Innsbruck), österr. Schauspielerin. Beginn ihrer Laufbahn am Tiroler Landestheater. 1960–1990 Wiener Volkstheater, bis 1994 Salzburger Landestheater. Danach freie Schauspielerin für Hörfunk, Film, Fernsehen und Theater in Österreich und Deutschland. Bekannt geworden als Franziska Jägerstätter im Film „Der Fall Jägerstätter“ (Regie Axel Corti) und als Alte Nanne in „Die Siebtelbauern“ von Stefan Ruzowitzky (Regie Reinhard Schwabenitzky). Felix Mitterer schrieb für sie „Mein Ungeheuer“, im Jahr 2000 bei den Tiroler Volksschauspielen uraufgeführt. 2004 inszenierte Ruth Drexel in Telfs „Arsenik und Spitzenkragel“ mit Gesangseinlagen und sie spielte eine der beiden Schwestern sowie 2006 zusammen mit Klaus Rohmoser (Regie: Judith Keller) in Herbert Achternbuschs Stück „Ella“ die Ella. 2001 Hauptrolle im Thomas-Bernhard-Stück „Am Ziel“ im TLT, 2002 „Beauty Queen“ (Stadttheater Bruneck), 2004 Olga in „Drei Schwestern“ (Anton Tschechow), 2005 die Alte in „Yerma“ (Federico García Lorca). 2005 Hauptdarstellerin in „Fleisch“ und „Die Frau im Auto“ von (Felix Mitterer), sowie Muriel Washburn in „Die Mondfinsternis“ (Joyce Carol Oates) an den Vereinigten Bühnen Bozen. Am Schauspielhaus Salzburg spielte sie die skurrile Omi im Rollstuhl in der dramatischen Komödie „8 Frauen“ (Robert Thomas). 2009 spielte sie Frau Mispl in „Umsonst!“ (Johann Nestroy). Seit 2013 erstmals die Mutter in „Jedermann“ bei den Salzburger Festspielen. Preise / Auszeichnungen: Silbernes Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien / Karl-Skraup-Preis / Ehrenzeichen des Landes Tirol / Ernennung zur Kammerschauspielerin in Wien 1989 / 2010: Goldenes Ehrenzeichen für Verdienste um das Land / 2014: Kulturpreis des Landes Tirol.